

Sinn einer nachhaltigen Wassernutzung auseinander (201-243). Dabei bezieht er verschiedene Ansatzpunkte wie die Erhöhung der Wasserproduktivität in Landwirtschaft, Industrie und privaten Haushalten, die marktkonforme Bewertung des Wassers oder Maßnahmen, die in den Bereich von Bildung und Erziehung fallen, jeweils auf die unterschiedlichen Verhältnisse, die in Industrie- und Entwicklungsländern anzutreffen sind. Hierdurch macht er erneut auf die Notwendigkeit aufmerksam, bei der Lösung des Wasserproblems regionalen und kulturellen Rahmenbedingungen und Verhaltensweisen gerecht zu werden.

Wallacher gelingt es in beeindruckender Weise, den Leser sowohl von den grundlegenden theoretischen Überlegungen, die dem Gedanken der nachhaltigen Wassernutzung zugrunde liegen, als auch von der Relevanz konkreter praktischer Maßnahmen, die den ökonomischen, ökologischen und sozialen Bedingungen der jeweiligen Region Rechnung tragen, zu überzeugen. Das Buch stellt daher für all jene eine Bereicherung dar, die an einer nachhaltigen Lösung des Wasserproblems interessiert sind und dabei weder die regionale noch die globale Perspektive aus den Augen verlieren wollen.

Ottmar Edenhofer

HATTRUP, Dieter: *Einstein und der würfelnde Gott*. An den Grenzen des Wissens in Naturwissenschaft und Theologie. Freiburg: Herder 2001. 304 S. Gb. 36,-.

Das Buch handelt nicht über Albert Einstein speziell, sondern über das Verhältnis von Glaube und Naturwissenschaft oder Mathematik im Allgemeinen, wobei Einstein nur der Anlaß ist. Gleichwohl kommt schon im Titel Hattrups These zum Ausdruck. Sie lautet: Entweder ist alles determiniert und wissenschaftlich erklärbar – dann gibt es nur Natur und keinen Gott, oder Wissenschaft hat ihre Grenzen – dann gibt es den Glauben. Entsprechend weist der Autor in den ersten drei Kapiteln auf Grenzen in der Physik, Mathematik und Biologie hin und versucht auf diese Weise, den Glauben zu stützen. So läßt sich Gott theoretisch sehr rasch beweisen: „Die Quantentheorie ist der beste Gottesbeweis, den

es je gegeben hat. Die Quantentheorie zeigt die Endlichkeit der Natur und die Gegenwart einer Wirklichkeit an, die nicht Natur ist.“

Auch die praktischen Konsequenzen folgen für Hattrup auf dem Fuß: „Da es keine Weltformel gibt, konnte ich mich im Gehorsam dem nächsten katholischen Bischof unterstellen.“ Was nun den *theoretischen* Gottesbeweis anbelangt, so ist er natürlich nicht schlüssig, weshalb es unter den Quantenphysikern jede Menge Atheisten gibt, wie zum Beispiel Steven Weinberg. Solche Atheisten werden zu Recht einwenden, daß zwar ein christlicher Gott und ein total determiniertes Weltall sich ausschließen, daß aber ein nicht determiniertes Weltall nicht die Existenz einer persönlichen Gottes einschließt oder auch nur nahelegt. Man definiert eben die Natur neu: Sie ist jetzt nicht mehr, wie bei Kant, das ausschließliche Korrelat des Gesetzlichen, sondern die Gesetze gelten nur statistisch und der Zufall hat jetzt seinen Ort in der Natur. Mit Gott hat all dies nichts zu tun.

Ebenso merkwürdig sind die praktischen Konsequenzen, die Hattrup aus der Nichtexistenz einer alles erklärenden Weltformel zieht. Warum muß ich gleich Priester werden, wenn es eine solche Formel nicht gibt?

Der Autor scheint persönliche Anmutungen mit Argumenten zu verwechseln. Wo er wirklich argumentiert, stehen dem gebildeten Philosophen die Haare zu Berge. So deutet Hattrup zum Beispiel das Axiom „Agere sequitur esse“ als „ontho-ethischen Grundsatz“ und nicht etwa als Primat des Seins vor dem Werden. Dann aber gibt es für den „Grundsatz“ folgendes Beispiel an: „Das kalte Wetter etwa im Winter erfordert, daß ich einen Mantel anlege, bevor ich das Haus verlasse. Also folgt aus dem Sein des Winters das Handeln meiner Arme und Hände.“ Dies ist erstens kein ethischer Zusammenhang, weil es keine sittliche Pflicht gibt, Mäntel anzuziehen. Es ist außerdem sachlich falsch, weil es Fälschungen gibt, die im Winter ohne Mäntel herumlaufen.

Das Buch enthält ein Sammelsurium von Schiefheiten und Mißverständnissen. So heißt es zum Beispiel: „Auf dem Thron des Unendlichen sitzt für alle Wissenschaft das Absolute und ist vollkommen unbewegt.“ Dies könne man an Aristoteles, Spinoza, Kant und Hegel sehen. Was

ist dann mit den Systemen von Peirce und Whitehead, und warum sollte dieses Urteil auf Hegel zutreffen? Neben solchen Schiefheiten und Mißverständnissen finden sich zahlreiche Tautologien, die sich als besonders tiefgründig ausgeben, wie die folgende: „Die Quantentheorie lehrt, daß es Erkenntnis nur für Erkennende gibt.“ Daß es Erkenntnis nur für den Erkennenden gibt, ist analytisch wahr, daß dies aus der Quantentheorie folgt, allerdings falsch, denn diese hat keinen Begriff vom Erkennen.

„Gott“, so belehrt uns der Autor, „ist nicht notwendig, er ist mehr als notwendig“. Was in aller Welt soll dies sein? An anderer Stelle lehnt der Autor Rainer Koltermanns Naturphilosophie ab, weil sie auf einem analogischen Denken beruhe: „Was aber heißt analog? Beträgt der Grad der Analogizität 90 % oder 50 % oder 10 % oder gar 0%?“ Wer hat jemals behauptet, daß man das analoge Denken quantifizieren könne? Der beste Satz steht allerdings auf Seite 217: „Alles hat seine Grenzen, auch dieses Buch.“

Hans-Dieter Mutschler

Liturgie

ANGENENDT, Arnold: *Liturgie und Historik*. Gab es eine organische Liturgie-Entwicklung. Freiburg: Herder 2001. 251 S. (Quaestiones Disputatae. 189.) Br. 48,-.

Der emeritierte Münsteraner Historiker Arnold Angenendt setzt sich in diesem Werk mit einem „Interpretament“ (56) auseinander, das lange Jahre hindurch in Mittelalter-, Kunst- und Philosophiegeschichte herrschte und das sich auch in der Liturgieforschung der 20er bis 40er Jahren des 20. Jahrhunderts findet, so etwa bei Joseph Lortz, Ildefons Herwegen, Romano Guardini, Odo Casel, Anton L. Mayer-Pfannholz oder Theodor Klauser (60-65): Die Epoche der Romanik galt als „objektiv“ und wurde positiv bewertet, das Folgende, beginnend mit der Gotik, beurteilte man als „subjektivistisch“, als eine Zeit des Verfalls und damit negativ. Jede Liturgiereform müsse die „objektive“ Form wieder zur Geltung bringen.

Schon 1947 hatte jedoch der in seiner Zeit sicher bedeutendste Liturgiewissenschaftler Josef Andreas Jungmann (1889-1975) in einer „epochalen Neubewertung“ (96) darauf aufmerksam gemacht, daß der eigentliche Umbruch im religiösen Denken und damit auch in der Liturgie bereits im Frühmittelalter stattgefunden hat, und daß daher eine Neubewertung unumgänglich sei. Diese These fand außer im Schülerkreis Jungmanns zunächst wenig Resonanz, spielte aber dann eine wesentliche Rolle in den Bemühungen um die Liturgiereform, die schließ-

lich zur Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils führten. Angenendt zeigt nun mit einer Fülle historischen Materials, wie richtig Jungmann gesehen hat. Er stützt sich dabei auf die Quellen, die er in seinen beiden Werken „Das Frühmittelalter“ (1995) und „Geschichte der Religiosität im Mittelalter“ (2000) umfassend ausgewertet hat. Er weist darauf hin, daß sich im Frühmittelalter – im Unterschied zum Neuen Testament und zur Zeit der Patristik – Züge einer archaischen Religiosität durchsetzten: Für die sittliche Verantwortung war nicht mehr der Wille und die Gesinnung des Täters ausschlaggebend, sondern nur der Tatbestand (107 ff. u. ö.). Bei den Sakramenten glaubte man, die Wirkung trete unabhängig von der Einstellung der Beteiligten ein, wenn nur der Ritus genau vollzogen wird und der Priester kultisch (= sexuell) rein ist. Bei den Messen war die Zahl ausschlaggebend, nicht die Opfergesinnung der Beteiligten oder derer, für die celebriert wurde (131 ff.). Das Fazit: „Die vermeintliche Objektivität der vorgotischen Liturgie war oft weit, allzu weit von der neutestamentlich gebotenen und patristisch realisierten „Subjektivität“ entfernt“ (148 f.). Auch die Scholastik vermochte bei all ihren Verdiensten diese Abweichungen nicht zu beheben (142 ff.).

Das Spätmittelalter wird heute nicht mehr einfach als Zeitalter des Verfalls gesehen (149 ff.). Angenendt hebt vor allem das „Bedürfnis nach Verinnerlichung und Spiritualisierung“ (151)